



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Friedemann, Traugott: Die Festspiele des deutschen Schillerbundes in
Weimar

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Festspiele des deutschen Schillerbundes in Weimar

Von Traugott Friedemann in Einbeck



vor etwa fünf Jahren hatte Adolf Bartels den kühnen Gedanken, eine Nationalbühne für die deutsche Jugend zu schaffen. Sein Plan wurde anfangs mit Hohnlächeln aufgenommen, denn „jedes edle Werk ist zuerst unmöglich“. Aber Adolf Bartels ließ nicht nach; in zäher Arbeit unermüdblichen Werbens brachte er trotz Achselzuckens und erbitterter Gegnerschaft in der ihm feindlichen Presse in kurzer Zeit einen Bund zustande, der sich über ganz Deutschland verbreitete und bald die Unterstützung der Besten unseres Volkes fand. Ernst von Wildenbruch war einer der ersten. Mit der ganzen Kraft seiner begeisternden Persönlichkeit legte er sich für Bartels Plan ins Zeug. Die Jugend, namentlich der kleineren Städte, zum Genuß der besten dramatischen Werke unserer Dichter zu erziehen, ihnen einen bleibenden Eindruck aus einem tiefen nationalen Erlebnis zu geben, war der Zweck des Bundes. Kein Name schien hierfür geeigneter als der Schillers, dessen Werke in ihrer packenden dramatischen Wucht auf die Jugend noch stets den fortreißenden Eindruck ausüben, der sie schon bei ihrem ersten Erscheinen empfing. Kein Ort passender als Weimar, im Herzen Deutschlands gelegen, die geweihte Stätte klassischer deutscher Kunst.

Es war eine Tat der Begeisterung, und nur von Begeisterten konnte sie zuerst verstanden werden. Jetzt sind Jahre vergangen, und längst ist Ereignis, reale Wirklichkeit geworden, was Utopie, Idealistenwahn schien. Zwar hat ein Teil der deutschen Presse, auf den Bartels Name begreiflicherweise wie das rote Tuch wirkt, das beste Werk seines Gegners totgeschwiegen, in der breiten Öffentlichkeit ist der Schillerbund kaum genannt worden; aber es hat nichts genützt. Die stille Arbeit der wenigen, die mit ganzer Überzeugung für den Schillerbund eintraten, hat glänzend gesiegt: die Weimarer Festspiele sind zur stehenden Einrichtung geworden, sie sind in den Jahren 1909, 1911 und 1913 erprobt.

In den letzten beiden Spieljahren habe ich Schüler unseres Realgymnasiums nach Weimar begleitet und möchte meine Erfahrungen einem größeren Leserkreis mitteilen.

Ganz besonders angenehm fiel von vornherein auf, daß jede künstliche Aufpeitschung des Gefühls zu ungetragener Begeisterung vermieden war. Die Zahl

der Reden hielt sich in bescheidenen Grenzen; die gesunde Empfindlichkeit gegen gespreizten Überschwung wurde nirgends verletzt. Es gibt auch nichts Höheres, als über den keimenden Boden der jungen Herzen die kalten Ströme einer unwahren Begeisterung auszuschütten. Aber nichts Schöneres, als diesen harrenden Boden mit heiterem Sonnenschein und reinem Tau zu befruchten. Das gelang diesmal dem Festredner der zweiten Spielwoche, dem Direktor der deutschen Schule in Antwerpen Dr. B. Gaster, in einer Vaterlandsrede, wie man sie so gerne hören möchte und doch so selten zu hören bekommt. Eine tief innerliche Bewegung ging durch die jugendlichen Herzen, und das erste Hoch wollte noch nicht recht aus den Kehlen heraus, aber wie die Rufe dann so natürlich zu einem unerhörten Brausen anschwellen, das war wie begeisterter Treueschwur aus vollstem Herzen. So etwas erlebt man nur in Stunden hoher idealer Spannung, und weil Weimar durch sich selbst und durch das Zusammensein so vieler Gleichgestimmter derartige Hochspannungen in der Jugend erzeugt, sind seine Festspiele eine nationale Angelegenheit.

Darum ist es auch gleichgültig, ob von allen Mädchen und Buben dort alles voll verstanden und verdaut wird; der Eindruck wird bleiben, daß in Weimar einst eine Kultur geblüht hat, die Deutschland eine Führerstellung im Reich der Geister errang. Es werden auch viele den Eindruck gewinnen, daß hier einmal ganz ohne Nebenzwecke Männer für die Jugend Zeit und Kraft opfern, die keine offiziellen, bezahlten Erzieher sind. Die Jugend nimmt zwar mit einer göttlichen Unverfrorenheit alles Mögliche hin, was andere für sie tun; zum Glück machen wir uns in den unbefangenen Jahren nicht allzuviel Gedanken darüber, wer für uns arbeitet und warum uns das beste gerade gut genug sein soll; wir würden ja auch furchtbar eingebildet werden müssen, wenn uns Karl Spitteler's schönes Wort zu deutlich ertönte: „Was hat eine Nation besseres als Sekundaner und Primaner!“ Wir waren alle so gefühlsmäßig von unserer jungen Gewichtigkeit und Unentbehrlichkeit überzeugt und werden nicht grollen, daß es heute noch eben so ist. In Weimar spricht man darum auch mit gutem Grunde nicht zu viel von der Pflicht der Dankbarkeit; man läßt dort vieles unausgesprochen; man verfährt künstlerisch auch in der Gestaltung der Form für die Gefühlsäußerung. Wer seinen Dank allzu wohlgeordnet ausspricht, glaubt sich der Pflicht entledigt, ein nicht bis an den Rand der Wahrheit ausgesagtes Dankesgefühl bindet fester und bleibender. Diese vornehme Art, wie sie jetzt in Weimar gepflegt wird, muß den Festspielen erhalten bleiben; niemals mögen dort die pflichtmäßigen Verdankungsreden einreißen, die der Jugend durch Preisstellung des Gefühls das Tiefste rauben.

Wir Älteren sind uns dessen ja wohl bewußt, daß von den Leitern der Festspiele eine beispiellos uneigennützig Arbeit geleistet wird. Wo ist es sonst erhört, daß Männer der verschiedensten Berufskreise einen ganzen Sommermonat opfern in anspannendster organisatorischer Tätigkeit ohne einen Pfennig Entgelt, selbst ohne die Aussicht auf äußere Ehren und Bekanntheit in weiteren

Kreisen! Es ist wirklich nur die Freude, einem idealen Zweck zu dienen und nach echt Weimarer Art die Lust, dem Ganzen eine volle harmonische Rundung zu geben. Der Leiter der Geschäftsstelle, dessen scharfes Auge überall wachte und der mit seinem Stabe jede Betriebsstörung verhinderte, hatte für meine Bewunderung seiner Arbeit nur die Erwiderung: „Es macht aber auch Spaß, wenn dann alles klappt.“

Und das Beispiel dieser Männer, die aus reiner Freude am guten Gelingen ihrer Arbeit mit nie versiegender Heiterkeit auf dem Posten sind, ist es allein wert unsere Jungen und Mädchen nach Weimar zu führen. Das Beispiel, daß die rechte Arbeit, wie Goethe sagt, „mit Heiterkeit und Geistesfreiheit“ getan werden muß.

In und um Weimar gibt es soviel zu sehen, daß die Festspiele, die den Ausgangspunkt bildeten und gewiß noch immer die glänzendste Erinnerung bleiben werden, für viele Teilnehmer nicht das Haupterlebnis waren. Die Festordnung ist so ausgezeichnet geregelt, daß für die Besichtigung der geweihten Stätten in der Stadt selbst und in Ottersburg, Belvedere und Tieffurt Zeit genug übrig bleibt. In diesem Jahre begann jede Spielwoche mit einem Begrüßungsabend in dem schönen Garten der Armbrust am Dienstag; kurze Ansprachen, gemeinsame Lieder, Vorträge des Männergesangsvereins „Arion“, von denen der „Abmarsch“ von H. Heinrichs mit jugendlichem Jubel aufgenommen wurde, Wiedersehensfreude und neue Bekanntschaften, zwanglos geschlossen in echter Weimarstimmung. Mittwochs und Donnerstags, Sonnabends und Sonntags finden die Theatervorstellungen statt, die um 7 Uhr beginnen, damit vor dem Schlafengehen noch ein gemütliches Plauderstündchen gehalten werden kann. An den Vormittagen sieht man Schüler und Schülerinnen gruppenweise in die Museen pilgern. Alles ist hier aufs genaueste geordnet, die Zeit ist reichlich berechnet; wer die Vorschrift auf die Minute einhält, kann in Ruhe besehen, was auf dem „Speisezettel“ steht, wie der Besichtigungsplan genannt wird. Überall empfindet man, daß auch die Bürgerschaft Weimars die jungen Gäste gern in ihren Mauern sieht, und daß auch die Führer gern mehr erzählen als sie nötig hätten, wenn sie das lebendige Interesse merken. Im Marstall steht der alte ehrwürdige Rappe, Karl Alexanders einstiges Reitpferd „Dnyx“, der jetzt mit seinen achtundzwanzig Jahren auf die Bühne gegangen ist und als Glanzrolle Geylers Gaul spielt. Ein alter Diener im Goethehaus, der „die Frau Ottilie“ und „die Barone“ (Goethes Onkel Wolfgang und Walther) noch persönlich gekannt hatte, brachte das einsame Leben und die melancholischen Gestalten der Epigonen aus seinen eigenen Erinnerungen lebhaft vor Augen. Die begeisterndste Führung gab Herr Reinhold Schreiber, Bibliotheksdiener an der Großherzoglichen Bibliothek. Wenn er im vollen Eifer vor der Trippelbüste stand und mit wirklichem Verständnis, fern von der Leierei angelernter Führer, die Schönheit Goethes auseinander setzte oder bei Danneders Schillerbüste auf die Fingerabdrücke der langgezupften Nase aufmerksam machte, wenn er die zahllosen noch kaum bekannten

Schnurren erzählte, fühlte man sich durch diese sichere Überlieferung eng verbunden mit der heimlichen Welt, die in den alten Räumen waltet. Der Geist der heiteren Lebensfreude hat sich in Weimar festgesetzt; da war kein Führer, der nicht irgendeine Anekdote wußte, die die ganze sonnige Lebenslust des klassischen Weimar widerspiegelte. Man ist vernünftig genug nicht vom Herrn Geheimrat zu sprechen, es ist „der Goethe“, und sein Herzog ist „der Gallauguscht“, nur im Schillerhaus scheint Lotte „die Frau Hofrätin“ zu heißen.

Fast alle diese Besichtigungen sind für die Mitglieder des Schillerbundes umsonst. Selbst der Zutritt zur Wartburg ist frei; denn an dem spielfreien Wochentage, dem Freitag, werden größere Ausflüge in den Thüringerwald, nach Raumburg, Rösen-Rudelsburg, Jena und mit besonderer Vorliebe zur Wartburg unternommen. Kommt man dann abends nach Weimar zurück, so tun sich wieder die Räume der Stahlarmbrust-Schützengesellschaft auf; in dem Mittelpunkt des Abends steht die Vaterlandsrede, ein Tanz im Freien schließt schon um 11 Uhr den „Geselligen Abend“ ab: der Speisezettel ist noch nicht erledigt; am nächsten Morgen geht es früh heraus, die Gelegenheit ist zu günstig, das Ausgrabungsfeld in Ehringsdorf auf dem Wege nach Belvedere mitzunehmen, eine der ältesten menschlichen Wohnstätten Deutschlands aus der letzten Zwischenzeit. In Weimar gibt es eben alles.

Die Stücke, die diesmal gegeben wurden, waren alle so gewählt, daß sie in äußerer oder innerer Beziehung zu der Jahrhundertfeier stehen sollten. Eine sehr schwierige Aufgabe! Wenn man einmal versucht, vier Stücke der Art zusammenzustellen, wird man sagen müssen, daß der Schillerbund mit seiner Auswahl das Richtige getroffen hat: „Götz“, Kleists „Hermannsschlacht“, Wildenbruchs „Väter und Söhne“, „Tell“. Sicher sind die meisten Knaben und Mädchen für Kleistsche Kunst noch nicht reif, ebensowenig wie für den „Othello“ im vorigen Jahr; aber wenn auch nur von ferne geahnt wird, daß hier noch anderes verborgen liegt, als fürs erste herauspringt, so ist gerade für die ahnungsvolle Jugend mehr gewonnen, als bei einem völlig verständlichen, für den Augenblick fortreisenden Drama wie Wildenbruchs „Väter und Söhne“. Man hat das Stück sicher nicht ohne Zaudern auf den Spielplan gesetzt; aber es schien das einzige, das eine direkte Beziehung auf die Zeit vor hundert Jahren gab. Die ersten beiden Akte zogen mächtig, dann flaute es sehr schnell ab und der Schluß zog sich quälend in die Länge.

Man wird sich künftig doch wieder an Shakespeare, Goethe, Schiller, Kleist und Hebbel halten müssen, wie es in den vorigen Jahren geschehen ist mit einziger wohlgelungener Ausnahme von Grillparzers „Weh dem, der lügt“.

Den Schluß der ganzen Festzeit bildet ein Fackelzug am Sonntag Abend nach der letzten Theatervorstellung. In früheren Zeiten ging man an Adolf Bartels Haus vorbei und huldigte dem Gründer des Bundes; jetzt hat sich Bartels selbst diese Auszeichnung verbeten, anderen überläßt er es, seine Saat

weiter zu pflanzen, um dem Schillerbunde nicht den Weg in die große Presse zu versperren. Eine sehr nachdenkliche Geschichte!

Nichts kann die innere Erhebung bei großen Feierlichkeiten mehr verhindern als die äußere Unordnung. Von solchen Hemmnissen war in Weimar wieder gar nicht die Rede. Man begreift nicht, wie es geschah, aber plötzlich war man schon geordnet und noch dazu auf die anmutigste Art: zwischen den fackeltragenden Jünglingen gingen die Mädchen mit weißen Lampions, die Musik spielte schon, man war mitten im wohlgeordneten Zuge, als man noch glaubte aufgestellt werden zu sollen. Der Zug schart sich um das Goethe-Schillerdenkmal, siebenhundert Mädchen und Jungen im Fackelglanz vereint um das schönste Sinnbild deutschen Geistes. Das ist der Schluß.

Alle, die eine Weimarfahrt mitgemacht haben, wünschen, daß uns die Festspiele erhalten bleiben. Aber der Schillerbund muß seine Ausgaben außer einigen namhaften Schenkungen aus den Mitgliederbeiträgen bestreiten. Er sucht namentlich die Eltern der Schüler von höheren Lehranstalten zu gewinnen und wünscht, daß Ortsgruppen gegründet werden, die mindestens den Elternkreis interessieren. Diese Mitglieder müssen überall den Stamm bilden, damit die Tradition nicht abreißt. Gelingt es nicht, Ortsgruppen zu gründen, so muß man seine Reichsmark geradenwegs nach Weimar an die Geschäftsstelle des Deutschen Schillerbundes senden.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Biographie und Briefwechsel

Riderlen, Bismarck und der Kaiser. Zu meiner Veröffentlichung im vorigen Heft, die sich gegen die den verstorbenen Staatssekretär von Riderlen-Wächter herabsiehende Äußerungen der Post richtete, schreibt die Deutsche Tageszeitung in Nummer 425 vom 23. August durchaus in meinem Sinne:

„Auch wir glauben nicht, daß Herr von Riderlen sich in solcher Weise betätigt habe. Fürst Otto Bismarck scheint das zwar eine Zeitlang angenommen zu haben und war deshalb auf Herrn von Riderlen in jener Zeit nicht gut zu sprechen. Sein Sohn Fürst Herbert Bismarck hat aber, auch uns gegenüber, sich mehrfach dahin ausgesprochen, daß sowohl sein Vater als auch er selbst nachher von diesem Verdachte abgekommen seien. Wenn dies der Fall ist, so sollte man doch

nachgerade darauf verzichten, den verstorbenen Herrn von Riderlen mit diesem Odium zu belasten.“

Die Kreuzzeitung druckt diese Ausführungen ohne Kommentar ab. G. Cl.

Schweizer Dichter

Jeremias Gotthelf in seinen Beziehungen zu Deutschland. Jenes von Stockschweizern dargebotene Geschenk einer schweizerischen Nationalliteratur hat der Schreiber dieser Zeilen (Grenzboten, Jahrgang 1910, Bd. III S. 404) abgelehnt, indem er Gottfried Keller und C. F. Meyer das Wort ließ. Da schon wieder ein unverzagter Schriftsteller, **G. de Reynold** um die welsche und deutsch-schweizerische Literatur ein minnigliches Band schlingt, — es hält neunhundert Seiten lang fest in seiner „Histoire littéraire de la Suisse au XVIII siècle“ Lausanne 1912 — darf man